Eine Diplomatin.

Skizze von Gotthard Kurland.

Frau Behrens machte ihr Notizbuch zu, legte es auf seinen Platz in der Fensterbank und seufzte.

Nein, sie bildete sich's nicht ein: es war zurückgegangen mit dem Geschäft. Sie hatte sich heute endlich die Zeit genommen, diese letzten Monate mit den entsprechenden Monaten des vorigen Jahres zu vergleichen. Und da sah man's ganz klar: im Monat März des vorigen Jahres hatte sie siebzehn „Abonnentinnen außer dem Hause gehabt", im Monat März dieses Jahres zwölf; im April vorigen Jahres fünfzehn, im April dieses Jahres acht; im Mai vorigen Jahres ... Vom Mai wollte sie nichts sagen, im Mai gehen die vornehmen, reichen Damen auf Reisen, im einen Jahre etwas früher, im andern etwas später; da muß ja natürlich ein plötzlicher Abonnentensturz kommen. Den Monat Mai läßt man darum beim Vergleichen am besten ganz weg. Aber alle die andern Monate — da war auch nicht ein einziger in diesem Jahre, der gegen denselben Monat im vorigen Jahre nicht bedeutend zurückgegangen wäre. Wenn das so weiter ging, da konnten sie eines schöen Tages „die Bude zumachen" und „wegen Aufgabe des Geschäfts" Ausverkauf halten.

Frau Behrens überlegte, sie konnte aber trotz allem Ueberlegen nicht dahinterkommen, hinter den Grund dieses offensichtlichen Rückgangs des früher so blühenden Geschäfts. Mein Gott, wenn sie bedachte, wie das früher gewesen war. Da hatten die Damen zwei, drei Tage vorher anfragen lassen müssen, ob sie frisirt werden könnten; so voll war's immer. Im „Damenfrisirsalon" war es hergegangen wie im Taubenschlag: kaum war die eine Kundin fertig frisirt aus ihrem Stuhl aufgestanden, so hatte sie, Frau Behrens, oder eine der beiden Gehülfinnen schon zur andern gesagt: „Wollen gnädige Frau, bitte, Platz nehmen?" Und es gab doch drei andere Friseusen in der Stadt! Aber nein — „Sie sind die einzige, die ordentlich was kann", hatte einmal eine Kundin gesagt, hatte in den Spiegel gesehen und hinzugesetzt: „Brillant, wie Sie das machen!"

Flott ging das damals, ganz famos flott, das mußte man sagen. Ordentlich belustigend war's gewesen. Im Vorzimmer hatten sie warten müssen, die „ersten Damen der Stadt", wie im Wartezimmer eines berühmten Arztes oder eines berühmten Schneiders. Auf den beiden kleinen Marmortischen vor dem Sofa hatten die Zeitschriften gelegen — die in den bekannten braunen Umschlägen aus dem Journallesezirkel — und die Damen hatten darin geblättert, die Bilder angesehen, ein Stückchen Novelle genascht, eine Notiz überflogen. Am Garderobenhalter hatten die eleganten Mäntel gehangen, die Frühjahrshüte mit hellen farbigen Blumen und Bändern, die riesigen Sonnenschirme, wie sie in den vergangenen Jahren Mode waren. Und die ganze Luft war erfüllt von den feinen Parfüms, die die feinen Damen, in kleine Säckchen eingenäht, im Seidenfutter ihrer Kleider trugen. Und da war immer ein Gesurre gewesen von den vielen Stimmen, ein Schwatzen, ein Lachen, eine Unterhaltung zwischen denen, die sich kannten, sich zufällig hier trafen.

Wenn es so gegen Abend ging, war es noch hübscher geworden. Da hatte die „Krone" gebrannt, mit sämmtlichen Flammen, und zu beiden Seiten der Trumeaus im Frisirsalon waren die Armleuchter angezündet, so hell es nur ging. Ein leises Summen war in der Luft gewesen von den vielen Gasflammen dieser Krone, dieser Armleuchter, der kleinen Haarkräuselmaschinen. Und vom „Nebensalon" her hatte man gehört, wie das Wasser zu sieden anfing, das zur Haarwäsche gebraucht wurde.

Und Geld war eingegangen! Wenn Frau Behrens Abends die Tageskasse leerte — die ganze Hand voll! Soviel ließ sich schon damals übersehen: den Fritz den konnten sie bald aus der Volksschule nehmen und aufs Gymnasium schicken; das würde ihnen ein Leichtes sein, das zu bezahlen. Und dann — später — dann stand dem die ganze Welt offen. Er konnte studiren, Beamter werden — vielleicht, wer weiß, einmal sogar Minister. Und die kleine Adele, die Schwester von diesem zukünftigen —

Auf der Höhe ihrer Träume, kam Frau Behrens endlich wieder in die Wirklichkeit zurück: das Lehrfräulein — der letzte bescheiden Rest von drei Lehrfräuleins und zwei Gehülfinnen — war eingetreten und fragte, ob die Flechte von ausgekämmtem Haar, die Frau Kommerzienrath Heinsberg bestellt hätte, fertig wäre.

Ja, sie war fertig, seit drei Tagen schon. Jetzt war alles zur rechten Zeit fertig. Wenn man so wenig zu thun hat —! Drüben an der Wand, die dunkelblonde Flechte war's. Das Fräulein nahm sie und wickelte sie in Seidenpapier. „Zwei Mark fünfzig kostet sie", sagte Frau Behrens, indem sie langsam aufstand.

„Schön", erwiderte das Fräulein und ging hinaus. Frau Behrens löschte die einzige angesteckte Flamme der Gaskrone. Jetzt konnte Niemand mehr kommen: acht Uhr, Feierabend.

Es schien der betrübten Frau, als ob das hübsche Mädchengesicht auf dem Birkenbalsam-Plakat, ihr gegenüber an der Wand, spöttisch lächelte.

* * *

Sie hatten's doch wahrhaftig an nichts fehlen lassen, sie beide nicht. Voriges Jahr, zu der Zeit, wo das Geld geflossen gekommen wie ein Bach, da hatte ihr Mann außer seiner Herrenkundschaft auch noch Damenkundschaft mit besorgt. Schließlich —man kann sich nicht zerreißen: fünfzehn „Abonnentinnen außer dem Hause", die alle „früh am Tage" frisirt sein wollten — Frau Behrens hatte auch nicht ein einziges neues Abonnement mehr annehmen können. Denn wenn auch „früh am Tage" für manche ihrer reichen verwöhnten Damen nur hieß „früh um zehn Uhr", „früh um elf Uhr" — fünfzehn schicke moderne Frisuren machen, das ist keine Kleinigkeit.

„Liebe Zeit", hatte Frau Behrens geklagt, als immer noch neue Kundinnen für Monatsabonnement kamen, nun regnet's Brei, und nun haben wir keine Schüsseln! Es ist ärgerlich, aber ich muß einfach absagen".

„I nee", entgegnete ihr Mann, „das thust du nicht! Daß der Kersten in der Bahnhofstraße sie kriegt, nicht wahr? Das könnte mir fehlen! Nee, das machen wir anders."

„Wie denn?" fragte seine Frau. „Noch 'ne Gehülffin engagiren, wo wir die zwei doch schon haben?"

„Nee bewahre. Die neuen Damen frisire ich."

„Du?" Frau Behrens war über die Maßen erstaunt. „Aber du kannst doch gar nicht fort," wandte sie ein. „Wenn deine Herren kommen —"

„Vor zwölf kommen die nicht. Und dann bin ich wieder da."

„Vor zwölf kommen die nicht?" fragte Frau Behrens erwundert.

„Ja, ich meine", setzte ihr Mann ihr auseinander, „die, was die feinen Herren sind, die Herren Leutnants und Referendare und Assessors, die nicht. Was früh kommt, so um achte 'rum, das kann Runze besorgen, der ist jetzt schon firm."

Das war ein guter Gedanke, das mußte auch Frau Behrens zugeben. Komisch, daß man nicht schon früher darauf gekommen war! In ihrem „Salon" da hatte ihr Mann sie ja schon häufig vertreten, wenn Damen frisirt sein wollten, sie noch nicht von ihrer „Tour" zurück war und er gerade keine Herren nebenan zu bedienen hatte. Da konnte er doch natürlich auch „auswärtige Damen" mit besorgen. Wenn er auch freilich nicht so viel Uebung hatte wie sie.

Nun nahmen sie alles an, was sich bot, und gingen beide „auf Kundschaft." Und wenn sie sich auch abhetzen mußten und ihre Mahlzeiten nur so hinunterschlingen — wenn sie Abends Kasse machten ..!" „Na", gestanden sie sich dann fröhlich, „heute hat's mal wieder ordentlich was eingebracht!" Denn die Abonnementsgelder, die erst Ende des Monats fällig wurden, die verrechneten sie natürlich mit der Tageskasse. —

Eines Mittags war Friseur Behrens sehr schlechter Laune. Während seine Frau noch fort gewesen, war eine Dame gekommen und hatte von der frisirt werden wollen. Die sei nicht zu Hause, hatte das Lehrfräulein berichtet. „Aber Herr Behrens ist da", hatte sie hinzugefügt. „Wenn gnädige Frau wünschen, kann der gnädige Frau ja frisiren."

Gnädige Frau war auf dieses Anerbieten hin aber sehr kurz angebunden gewesen und hatte gesagt „Nein, danke, das wünsch' ich nicht." Und dann hatte sie gefragt, wann denn Frau Behrens mit Sicherheit zu treffen wäre. „Gegen ein Uhr bestimmt", hatte das Fräulein erwidert. Darauf war die Dame geradeswegs zur Thür gegangen. „Nein, die Zeit paßt mir nicht", hatte sie gesagt. Sie war einfach nicht wiedergekommeen.

„Sie sind eine Gans!" schalt Behrens sein Lehrfräulein. „Warum sagten Sie denn nicht, ich wäre zu Hause und könnte die Dame bedienen?"

„Das hab' ich doch gesagt", weinte das Fräulein beinahe, „aber—" Sie kam nicht weiter.

„Was denn aber?" fragte Behrens ärgerlich.

„Aber sie wollte doch nicht."

„Unsinn! Wollte doch nicht! Ich kann's ebenso gut wie meine Frau. Mindestens ebenso gut."

„Mein Gott, was ist denn los?" Frau Behrens fragte es ganz erstaunt. Sie stand in der Thür, noch in Hut und Mantel; sie war zur Minute von ihrer Kundschaft zurückgekommen.

„Wollte nicht!" rief ihr Mann empört. „Wollte nicht von mir frisirt sein! Stell dir das bloß vor! So'n Blödsinn! Die hat natürlich die Schuld, dieses — dieses —"

Es klang wie „dumme Frauenzimmer", was durch die Thür zum „Herrensalon, die kräftig zugeschmettert wurde, noch halb zu hören war.

Frau Behrens war auf einmal ganz schweigsam. „Mein Himmel", dachte sie, „genau derselbe Fall wie neulich schon mal." Und heute früh, als sie bei der Frau Oberstleutnant war, die hatte so von hintenherum gefragt. „So so", hatte sie gesagt, „also Ihr Mann springt ein, wenn's noththut. Ja, aber versteht denn der sich ebenso gut darauf wie Sie? Denn sonst, wenn er das nicht thut, wissen Sie, dann könnte das doch vielleicht Ihrer Kundschaft nicht ganz recht sein."

„O, gnädige Frau", hatte sie geantwortet, „der hat doch auch seine Lehrzeit durchgemacht. Gerade so gründlich wie ich." Sie hütete sich doch selbstverständlich, zu sagen: „aber Talent, allerdings ja, das hat er nich für'n Pfennig." Mein Gott, wenn man nur sah, wie der solche Frisur „aufbaute", wie er mit den Haarsträhnen herumwirthschaftete wie mit Schiffstauen! Nicht zum Ansehen für einen, der's versteht. Na, aber die Damen, hatte sie dann gedacht, die verstehen's doch natürlich nicht so wie unsereins. Sie haben zum Glück nicht so den Blick dafür.

Nun schien es allerdings doch so, als ob hier und da eine von ihnen „einen Blick dafür" hätte. —

Die Anzeichen mehrten sich. Bedenklich. Dann von dieser Seite eine Klage, dann von jener. „Aber nur, wenn Sie selber mich bedienen können, Frau Behrens", diese Bedingung wurde jetzt häufig gestellt. Ganz offen gab man zu erkennen, daß man von den Künsten des Herrn Gemahls geradesowenig halte wie von denen des Lehrmädchens. Frau Behrens wurde immer nachdenklicher, sie grübelte und grübelte. Sie nahm ihren Kalender und rechnete. Und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: seit ihr Mann angefangen hatte, sie in ihrer Arbeit zu unterstützen, war das Geschäft zurückgegangen. Mehr und mehr. Das war ihr jetzt sonnenklar. „Also — natürlich —", sagte sich die kluge und energische junge Geschäftsfrau, „wenn wir nicht Bankerott machen wollen, dann muß das aufhören."

Sie hatte es zuerst mit Andeutungen versucht, mit sehr rücksichtsvollen, scheinbar absichtslosen Andeutungen. Ihr Mann hatte die anfangs gar nicht verstanden. Sie waren also nutzlos gewesen. Dann, eine Weile später, hatte er sie verstanden, aber er war empfindlich geworden, sehr empfindlich. Da waren diese Andeutungen also ebenso nutzlos gewesen.

„Laß mich heute nur allein machen," hatte sie zuerst gesagt, „ich komme schon durch. Du hast jetzt gerade so viel zu thun."

„Du wohl nicht?" hatte er erwidert „Nein, was ich mal übernommen habe —"

Dann war sie deutlicher geworden. „Sie finden die meisten Damen, ich hätte solch leichte Hand", sagte sie. „Keiner könnt's ihnen so machen wie ich."

„Oho!" war er da aufgebraust. „Ich wohl nicht?"

„Sieh mal", hatte sie einmal versucht, ihm auseinanderzusetzen, „wo du so großartig bist im Haarschneiden und im Rasiren und im Herrenfrisiren, da ist es doch einfach nicht zu verlangen —"

Er hatte ein derartig empörtes Gesicht gemacht, daß sie schnell verstummt war. Nein, Szenen wollte sie nicht heraufbeschwören, dazu waren sie viel zu friedlich miteinander. Sie vertrugen sich ausgezeichnet. „Es ist 'n wahres Unglück", dachte Frau Behrens, „daß so 'n Mann so furchtbar eingebildet ist!" —

* * *

Sie sann und sann, wie sie ihre Kundschaft von ihm befreien könne. „Man muß es ihm leicht machen", dachte sie, „sonst bringt er's nicht fertig, zurückzutreten. Bei seinem Stolz!" Jetzt, endlich, hatte sie ihren Plan, sie brauchte ihn nur auszuführen.

„Hör mal", sagte sie eines Tages ihrem achtjährigen Fritz, „dein Freund Hans der läuft ja aber 'rum wie 'n Wilder! Kannst ihm wohl mal sagen, er soll mal mit dir kommen, wir wollen ihm mal die Haare schneiden, daß er wieder anständig aussieht. Kosten soll's nichts, kann er seiner Mutter sagen. Mal so um Mittag herum in den nächsten Tagen, da kannst du mal dran denken."

Fritz war sehr bereit. Wenn's nicht mal was kosten sollte — ein Stück Schokolade oder 'n paar Pralines konnte der ihm immer dafür geben, der Hans, Wo „dem sein Vater" doch Konditor war! Wenn auch nur ein kleiner.

Hans Müller war ebenfalls bereit. „Nichts kosten?" hatte er vergnügt gefragt. Seine Mutter hatte es sogleich erlaubt. Wo das ja nun nichts kostete, hatte er sich dann schnell ausgerechnet, da sparte die ja zwanzig Pfennig, seine Mutter. Da konnte sie ihm ja doch ganz gut — na, so fünf Pfennig, wollte er mal sagen, schenken.

Gleich am nächsten Tage brachte Fritz ihn mit. „Junge, nu komm mal her", sagte freundlich Frau Behrens. „So 'n Lockenkopf für so 'n großen Jungen — wie das aussieht! Daß dich deine Mutter so 'rumlaufen läßt!"

„Sie wollt' se mir schon selber abschneiden", berichtete Hans, „aber Vater wollt' es nich. Das würde nichts Rechtes, hat er gesagt. Aber Mutter sagte immer, Geld für ausgeben thät sie nich."

„So? Na, dann setz dich mal hierher", befahl Frau Behrens und band dem Jungen den Pudermantel um, den sonst ihre Damen umgebunden bekamen.

„Du willst 'n schneiden?" fragte Fritz verwundert. „Nich Vater?"

„Vater hat grade zu thun", erwiderte Frau Behrens. „Und ich kann das auch, just so gut wie Vater."

Hans hielt still unter ihrer Scheere wie ein Schaf, das geschoren wird. Fritz sah zu. Die hübschen Locken lagen bald am Boden. Frau Behrens machte noch ein paar Schnitte, recht gründliche, kreuz und quer. „Ich glaube, so geht's schon", sagte sie dann, die Scheere beiseite legend und ihr Werk betrachtend.

„Nee", erklärte Fritz sachverständig. „Du hast lauter Treppen geschnitten. Das kannste nich so lassen."

„Na, dann geh mal und ruf Vater."

„Vater, komm doch mal eben her", sagte Fritz. „Mutter hat Hans Müllern die Haare geschnitten. Aber es sieht scheußlich aus. Du sollst mal kommen."

Behrens hatte soeben seinen letzten Kunden erledigt; er sah gerade die Zeitung durch auf Vermischte Nachrichten. „Was?" fragte er aufblickend, „Mutter hat Hans Müller die Haare —? Ja, ist die denn ganz und gar —"

„Aber in's Teufels Namen", kam er in den Damenfrisirsalon hereingestürmt, „was fällt dir denn bloß ein? Dem Jungen die Haare geschnitten — du?" kam es in grenzenlosem Erstaunen und in ebenso grenzenlosem Spott. Aber dann in der nächsten Minute, sah er sich die „Bescheerung" in der Nähe an, und er mußte laut auflachen. Er schüttelte sich vor unbändiger Heiterkeit: „Nee, das ist zum Todtlachen!" rief er und drehte den Kopf des Knaben nach allen Seiten. „Junge, so bist du bildschön! Geh' lauf zu deiner Mutter und laß dich photographiren!"

„Ja, weiß Gott, Hugo", sagte Frau Behrens heuchlerisch zerknirscht, „es ist viel schwerer als ich gedacht habe, so was machen, wo man gar keine Uebung drin hat."

„Ja, das will ich meinen!" triumphirte Behrens.

„Weißt du!" sagte jetzt seine Frau, „das ist für mich geradeso schwer, dent' ich mir, solchem Jungen die Haare zu schneiden, wie's für dich schwer sein muß, meine Damen zu frisiren. Was?"

„Scheußlich schwer!" rief er in heller Ehrlichkeit.

„Siehst du!" sagte sie. „Weißt du, von jetzt an, da wollen wir jeder seine eigene Arbeit machen. Von der andern alle beide die Hände lassen."

„Ja, versteht sich", stimmte er fröhlich bei. „Machen wir! Denn so was, wie das hier — da kann man ja dran sterben vor Lachen!"

„Komm, mein Junge", sagte er dann in schönem Erbarmen zu dem kleinen Hans, der in dem Wirrwarr nicht wußte, wie ihm geschah, „nu komm mal mit mir, nu woll'n wir dir mal die Haare schneiden." Er ging mit den beiden Kindern in den Herrenfrisirsalon hinüber. „So Weibsleute!" dachte er in lustigem Spott. „So was machen zu wollen, wo sie auch nicht 'ne Ahnung von haben! s' ist nicht zu glauben!"

Frau Behrens blickte den Dreien lächelnd nach. „So", sagte sie vor sich hin, sich vergnügt die Hände reibend, „das hätten wir glücklich erreicht! Nun wird's wohl bald wieder besser werden mit dem Geschäft."

Der Reisegenosse.

Skizze von R. Aufspitzer.

Maler Wendler litt an chronischem Geldmangel. Manchmal war ihm das sehr fatal; manchmal dagegen konnte er sich selbst darüber amüsiren. Eine kleine Erbschaft, die ihm im Laufe des Winters ganz unvermuthet zugefallen war, verschaffte ihm die Mittel zu der schon lange und heiß ersehnten Studienreise nach Florenz. Tagelang hielt er sich in der Galerie Pitti auf und studirte, wie die Alten Licht und Schatten vertheilten, Stunden und Stunden waren der Betrachtung herrlicher Plastiken im Baptisterium gewidmet. Er genoß wie ein echter Künstler, freudig und staunend bewundernd all' die Herrlichkeiten, skizzirte und malte aber auch nebenbei fleißig, und jeder Tag wäre ein reines Freudenfest gewesen, wenn nur nicht die Baarschaft immer mehr zusammengeschmolzen wäre, trotzdem er in einer kleinen Osteria die billigsten Mahlzeiten einnahm. Und dabei trank er nur dann eine Flasche Astispumanti, wenn, für sein Gefühl, eine Arbeit ganz besonders schön ausgefallen war. War es „Kitsch", dann trank er nur ein paar Gläser Chianti — zur Aufmunterung. Solange die Mittel noch zu ein paar granatrothen Gläsern reichten, fand sich der junge Künstler mit dem Leben herrlich ab, wenn aber die Ebbe seiner Taschen in allzu großem Gegensatz zu dem ihn umgebenden Reichthum stand, dann litt er an Weltschmerz. Dann fielen ihm plötzlich alle großen Künstler ein, die „die Welt nicht hat leben lassen", und er sah alles trübe. So weit war es nun wieder. Ein Teller Piccoli in Oel, üppiger durfte die Mahlzeit nicht werden. Gedankenschwer machte er sich von der Osteria auf den Heimweg. Mit Kleidern und Hut warf er sich auf sein Bett und ließ im Geiste alle Bekannten und Kollegen Revue passiren, die sich in wohlsituirten Verhältnissen befanden. Er war eben zu dem Entschluß gekommen, systematisch vorzugehen — damit nur ja keiner übergangen werde, als die Wirthstochter ihm ein Telegramm überreichte.

Die Depesche enthielt die Anfrage des Grafen Worovsky, ob er geneigt wäre, eine alte Kapelle auf einem polnischen Rittergut zu restauriren. Honorar nach Uebereinkommen.

Ob er geneigt war?! Er sprang von seinem Lager auf. Aus seinen blauen, gutmüthigen Augen sprach nur mehr Lebenslust. Mit den Fingern fuhr er sich ein paarmal aufgeregt durch die blonde Mähne. Heute wird Asti getrunken, das stand für ihn fest.

Nun hieß es, das Reisegeld beschaffen. Mit langen, energischen Schritten trat er den Rundgang bei den Kollegen an, und ehe der Abend kam, waren 200 Lire in seinem Besitz. Das langte zu einer Flasche Astispumanti und zu der Reise — dritter Klasse.

Am nächsten Morgen bestieg Wendler ein wenig sauberes Coupé dritter Klasse des von Rom kommenden Zuges. Nur ein Passagier saß, in die Ecke gedrückt, da. Er war von kaum mittelgroßer, gedrungener Statur. Der Kopf war verhältnißmäßig klein, die Stirn niedrig. Die kleinen, hellen Augen musterten neugierig den Ankömmling. Der Anzug war aus feinem Stoff verfertigt — dafür hatte Wendler ein Auge — und besonders fiel ihm auf, daß sein Reisegenosse tadellos rasirt war. Sein erster Gedanke war: sicher ein Schauspieler. Der Zug fuhr schon über eine Stunde, ohne daß zwischen den Beiden ein Wort gewechselt worden wäre. Wendler kümmerte sich nicht weiter um den Fremden. Die dritte Klasse hatte seine gute Laune etwas getrübt. Auch war sein Anzug schäbig und seine gelben Handschuhe waren arg mitgenommen. Das alles sah er mit einem Male ganz besonders deutlich.

Der Gedanke, daß er vor einer großen und lohnenden Arbeit stand, erheiterte ihn aber bald. Er sah sich schon im Geiste mit einem neuen schwarzen Gehrock, hocheleganter Kravatte und tadelloser Wäsche. Er hatte durchaus nicht die Absicht, als armer Maler auf dem gräflichen Gute aufzutreten. Der Gedanke an sein beabsichtigtes vornehmes Auftreten verschaffte ihm eine kindische Freude. Mit seinem Schneider wollte er schon fertig werden.

Während all' dies durch Wendlers Kopf zog, wurde er von seinem Gegenüber aufmerksam beobachtet. Der Glattrasirte begann endlich mit gönnerhafter Miene in deutscher Sprache: „Ich glaube, Sie sind ein Landsmann — herrliche Gegend — was?" Der Maler nickte zustimmend. „Wir kommen von Rom. Sie waren wohl nicht so weit?" Sein Blick blieb auf Wendlers vertretenen, zerschürften Schuhen hängen. Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: „Wir sind nämlich auf einer Lustreise, ich und der Herr Graf und die Komteß."

„Kammerdiener?" entfuhr es Wendler lachend.

„Kammerdiener," bestätigte mit Würde sein Reisegenosse und sah ihn verständnißlos an. Da gab es doch nichts zu lachen. „Was sind Sie denn?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Maler."

„Ach, Sie sind doch so jung, wie können Sie sich so ein Geschäft aussuchen, das schon ganz im Aussterben ist. Die Leute lassen jetzt doch alle ihre Zimmer tapezieren."

„Ach, Sie denken Zimmermaler," lachte Wendler, „nein, Kunstmaler; ich male Bilder," fügte er erklärend hinzu.

„Hm, hm." Der Reisegefährte räusperte sich und spuckte zum offenen Fenster hinaus, dann blieb sein Blick beinahe mitleidig an Wendler haften: „Muß auch ein schlechtes Geschäft sein —"

„Errathen."

„Warum denn?"

„Es werden zu wenig Bilder gekauft, mein Lieber."

„Wir haben auch eine Menge Bilder zu Hause, einen ganzen Saal voll. Ich habe mich schon oft gefragt, wozu die alle da hängen. Es ist gar kein Wunder, daß das Malen ein schlechtes Geschäft ist. Die Bilder, die fertig sind, die bleiben ewig. Da hat es ein Bäcker doch viel besser. Der bäckt seine Brötchen, die werden aufgegessen, und am nächsten Tage macht er wieder neue."

„Ganz meine Ansicht," entgegnete der junge Künstler ernsthaft. Er zog seine Cigarrentasche und bot dem Kunstfreunde an. Der Kammerdiener lehnte sich behaglich in seine Ecke und that die ersten Züge.

„Wir rauchen bessere, Herr Landsmann," entschied er endlich.

„Ach, Sie und der Graf? Das glaube ich Ihnen."

Das kam viel unfreundlicher heraus, als Wendler beabsichtigt hatte; sein Gegenüber hatte ihn verstanden.

„Sie denken jetzt wohl, daß mich die Cigarren des Herrn Grafen nichts angehen?"

Wendler schwieg.

„Sehen Sie, da bin ich ganz eigener Ansicht. Ich bin ein Mensch, der denkt. Und am meisten Gedanken habe ich mir über die Aristokraten gemacht — ich habe ja auch meistens nur mit Aristokraten zu thun." Er that einen tiefen Zug aus der Cigarre. „Wissen Sie, was die Aristokraten früher waren? — Raubritter."

Der Maler lachte.

„Oh, da ist nichts zu lachen. Sie werden mich gleich verstehen. Die Nachkommen jener Raubritter, die am meisten gestohlen haben, das sind heute unsere angesehenen, reichen Aristokraten. Sehen Sie, wenn meine Ahnen mehr gestohlen hätten, wäre ich heute wahrscheinlich ein Graf und angesehen. Weil sie aber zu wenig —"

„Ja, ja, ich verstehe Sie schon," unterbrach Wendler.

Das nützte aber nichts. Der Mann war offenbar bei seinem Lieblingsthema angekommen. Er achtete der Unterbrechung nicht und fuhr fort:

„Ueberhaupt gibt es himmelschreiende Ungerechtigkeiten auf der Welt: der eine hat alles und der andere hat gar nichts. In den Versammlungen — ich lese das in meiner Zeitung — da wird immer von Gleichberechtigung, Theilung und allem Möglichen geredet; aber es geschieht doch nichts. Aus dem Grunde bin ich der festen Ansicht, daß das jeder für sich abmachen muß. Wissen Sie, einem armen Teufel eine Cigarre wegnehmen, das erschiene mir eine Sünde; aber die Cigarren des Herrn Grafen rauchen, das kommt mir, je länger ich nachdenke, vor, wie mein gutes Recht."

„Sie haben also feste Grundsätze, mein Bester."

„Muß ein ordentlicher Mensch auch haben, meiner Ansicht nach."

Lange Zeit fuhren die Reisegefährten schweigend weiter. Maler Wendler konnte aber genau beobachten, daß sein Genosse noch immer seinen Lieblingsideen nachhing.

„Wir sind viel zu spät auf die Welt gekommen, Herr Landsmann. Wenn wir zur Zeit der Raubritter gelebt hätten, dann brauchten wir nicht Dritter zu fahren, da hätten wir Wagen und Pferde, und überhaupt, da brauchte ich nicht Kammerdiener und Sie nicht Maler zu sein!"

Wendler hatte Mühe, ernst zu bleiben; aber er wollte es sich mit seinem neuen Freunde nicht verderben.

„Von Rom aus habe ich für den Grafen an einen Maler telegraphirt," erzählte er, nachdem sie sich in einer größeren Zwischenstation gestärkt hatten und er endlich auf andere Gedanken gekommen war, „der soll unsere alte Kapelle ausmalen. Ich bin neugierig, ob der auch so ein armer Kerl ist wie Sie."

„Wie heißt denn Ihr Graf?" fragte Wendler rasch.

„Graf Worovsky —"

„Graf Worovsky?! — Nun, da kann ich Ihnen heute schon sagen, daß der Maler genau so ein armer Kerl ist wie ich, und daß er sich schon darauf freut, Ihre Sorte Cigarren zu [illegible]chen. Sagen Sie, lieber Freund, können Sie verschwiegen sein?"

Der Mann bejahte.

„Dann habe ich eine Bitte an Sie. Erzählen Sie dem Grafen und vor allem der jungen Komteß niemals, daß ich mit Ihnen von Italien aus „Dritter" gefahren bin."

Der Kammerdiener, der nun den Zusammenhang begriff, blickte seinen Reisegefährten mehrere Minuten sprachlos vor Erstaunen an. Endlich faßte er sich.

„Ich verspreche Ihnen; aber nur unter der Bedingung, daß Sie auch schweigen und dem Herrn Grafen nie sagen, daß ich seine Cigarren rauche!"

„Abgemacht!" rief Wendler lachend aus. „Ich schwöre es bei Ihren Vorbildern: bei allen verstorbenen Raubrittern."

Zur Bekräftigung drückte seine schlanke, weiße Hand die kurzen, gedrungenen Finger des Reisegewissen — dritter Klasse.

Grenadiere und Professor.

Die außerordentliche Vorliebe des zweiten Preußenkönigs für lange Soldaten ist bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß diese königliche Schwäche für die „Riesenjungens" auch einmal bei der Besetzung eines Lehrstuhls von Bedeutung gewesen ist. Und das kam so. An der Universität Halle zählte zu den hervorragendsten Mitgliedern des Lehrkörpers der Professor der Rechte Ludovici, dem wiederholt schmeichelhafte Anträge gemacht wurden, die ihn auch materiell wesentlich besser gestellt haben würden. Aber König Friedrich Wilhelm I. wollte Ludovici in Halle nicht missen, und stets wurden daher die Abschiedsgesuche des berühmten Rechtslehrers abschlägig beschieden. Da berief der Landgraf Ernst Ludwig Professor Ludovici im Jahre 1721 als zweiten Rechtslehrer und Vizekanzler nach Gießen; gleichzeitig mit seinem Immediatgesuch an den preußischen König aber schickte er diesem mehrere Rekruten von erstaunlicher Körperlänge „zur freyen discretion", und — siehe da — nun stand mit einem Male dem Abgange Ludovici's ein Hinderniß nicht mehr im Wege.

— Verschnappt. Arzt (zu einem Herrn): Wegen Ihrer Schwiegermutter, da müssen Sie alle Hoffnung aufgeben. Herr (betrübt): So? Wird sie also wieder gesund?!

— Komisches Verlangen. Richter: Nachdem nun festgestellt ist, daß Sie den Kläger durch Schimpfworte beleidigt haben, verurtheile ich Sie zu dreißig Mark Strafe! — Angeklagter: Das is a bisserl viel, kann ich da nicht schnell noch was dazu schimpfen?!

Die Pariserin auf der Landpartie.

Ein blauer Himmel, ein sonniger Tag — das lockt im Sommer die Schönen der Millionenstadt an der Seine gerade so ins Freie wie in andern Großstädten. Der Sonntag ist dazu der richtige Tag, und seit der Einführung der früher in Frankreich fast unbekannten Sonntagsruhe haben die Wirthe der Bannmeile von Paris viel zu thun: die Zahl der Landpartien hat sich mindestens verdreifacht. Schon morgens um acht Uhr kann man die am Rande des Stadtbildes liegenden Stationen des „Metro" voll von geputzten Schönen und ihren Liebhabern sehen; an diesem Tage überwindet die Pariserin ihren Hang zum langen Schlaf. Sie will ins Freie, will einmal einen ganzen Tag lang nicht die endlosen grauen Häuserzeilen sehen und das Dröhnen der Autobusse hören in den engen Zimmern, wo man wie in einer Spielzeugschachtel lebt. Sie erklärt, daß sie die Natur leidenschaftlich liebe, und ihr Jules oder Edouard muß diese Schwärmerei theilen, ob er will oder nicht. Freilich, was nennt sie Natur? Die Pariserin der mittleren und untern Klassen, die kleine Grisette, die Arbeiterin der Ateliers und Bureaus, hat darüber noch nähere Begriffe als die Berlinerin. Für die ganz Anspruchslosen genügt schon ein Spaziergang auf die „Fortifications", die Befestigungen von Paris mit ihren tiefen Gräben, ihren Rasen und ihren schwindsüchtigen Bäumen. Sich dorthin zu setzen und mehrere Stunden lang über die Ebene mit ihren Fabrikschornsteinen zu starren, ist bei einigen bereits „Landpartie". Der Boulogner Wald ist dann das Nächste; er ist am Sonntag stets von Tausenden erfüllt, die auf dem Rasen lagern und die Kutschen oder Autos der Glücklichern mit mehr oder weniger Neid mustern. Man verzehrt auch wohl hier und da einiges Mitgebrachte, aber das hält sich in bescheidenen Grenzen, hier wie anderswo. Der Franzose ist mäßig. Auch im entferntesten erinnert das an die unsinnige Esserei, die die unvermeidliche Begleiterin der deutschen Landpartie ist. Wer besser gestellt ist, geht nach St. Cloud, in den Wald von St. Germain, nach Bougival oder nach Fontainebleau, was schon eine kleine Reise ist. Die Pariserin der bessern Klassen „geht" natürlich überhaupt nicht, für sie ist auch die Eisenbahn ein längst überwundener Standpunkt; sie kennt nur das Auto. Das Radfahren der Damen hat außerordentlich abgenommen, und in der Umgebung von Paris sieht man an Sonntagen wenig Radfahrerinnen. Die Midinette steigt aber mit ihrem Jules oder Edouard in ein Abtheil dritter oder zweiter Klasse der Vorortbahn, die, auch wenn sie überfüllt sind, niemals das Bild der Beresina-Schlachten bieten, die sich jeden Sonntag in der Berliner Stadtbahn abspielen. Es geht eben alles viel ruhiger und höflicher zu. „On s'arrange", wie der bezeichnende Ausdruck lautet, und mit einem bißchen guten Willen geht alles. Wenn nur die Kleider nicht zerdrückt werden! Das ist bei weitem die Hauptsache, und der wird alles andere untergeordnet. Es fällt der Pariserin nicht ein, solch eine Partie etwa vom Standpunkt körperlicher Ausspannung oder Erholung aufzufassen. Zu Reform-, Loden- oder Sportkostümen ist sie nicht zu bringen. Sie geht im Walde von Fontainebleau mit zierlichen Lackschuhen und modischem Schleier mit violetten Tupfen spazieren. Die Handschuhe werden nur ungern abgelegt, und wenn man unbeobachtet ist und nicht gerade plaudert, versenkt man sich nicht in Betrachtungen über die Natur, sondern man prüft mit einem verstohlenen Blick vor dem Handspiegel, ob die zarte Rosafarbe des Gesichts noch da ist, und hilft rasch mit einem bißchen Puderpapier nach. Der Wald und die Berge und der See sind sehr schön, aber darüber darf die Wirkung der eigenen reizenden Persönlichkeit nicht versäumt werden. Große sportliche Leistungen muß man ihr nicht zumuthen, und nach fünfviertelstündiger Wanderung erklärt sie ihrem Jules, daß sie zum „Umfallen müde" sei und daß jetzt gerastet werden müsse. Dann wird das déjeuner eingenommen, womöglich in einem Restaurant mit „Terrasse" im Freien. Nach dem Essen ist die Siesta oder ein sentimentaler Spaziergang mit dem Auserwählten, um Blumen zu pflücken, die angenehmste Beschäftigung. Wenig beliebt sind auch (früher war es ohne Zweifel anders) die Tanzsäle in denen die Mädchen aus dem Volke mit ihren Liebhabern tanzen, und die für die Umgebung von Berlin so charakteristisch sind. Die kleine Pariserin will sich nicht anstrengen, „ça m'embête" erklärt sie, wenn man ihr in dem Punkte zu viel zumuthet. Sie liebt freie Natur und Wald und Feld nicht weniger aufrichtig, und ihr Triumph ist, am Sonntag Abend mit einem Strauß selbstgepflückter Blumen in das kleine Zimmer im fünften Stock zurückzukehren.

— Boshafte Ergänzung. Dame: Meine Lieblingsblume ist der rothe Mohn! Herr: Der Klatschmohn?